

Ein bisschen Basaratmosphäre täte deutschen Unis gut

Interview mit Dr. Üner Kolukisaoglu, Studiengangskoordinator Nanoscience

Herr Kolukisaoglu, Sie engagieren sich im Lenkungskreis für das Audit Diversity. Welche Chancen sehen Sie dabei?

Das Audit kann sowohl zu konkreten Projekten führen als auch das Bewusstsein dafür stärken, wie divers die Mitglieder unserer Universität sind. Beides ist wichtig. Dabei müssen wir darauf achten, dass wir mit denjenigen sprechen, die von Veränderungen profitieren sollen, nicht über sie. Das ist an Universitäten immer noch schwierig – obwohl sich, verglichen mit den siebziger oder achtziger Jahren, natürlich schon viel verbessert hat.

Sie haben in den achtziger Jahren studiert. Was war in dieser Zeit anders?

Deutschland verstand sich damals noch nicht als Einwanderungsland. Man ging davon aus, und förderte auch, dass die Gastarbeiter und mit ihnen auch ihre Kinder nach einigen Jahren in ihre Heimatländer zurückkehren würden. Viele Gastarbeiter wollten das zunächst auch tatsächlich tun, was sich später für die meisten als Fehleinschätzung herausstellte, da sie, und besonders ihre Kinder, hier heimisch geworden waren. Diese gegensätzlichen Positionen führten zu gegenseitiger Abgrenzung und auch zu einem Mangel an Toleranz. Da sind wir heute glücklicherweise deutlich weiter.

Welche Erfahrungen machten Sie als Sohn einer Gastarbeiterfamilie an der Universität?

Als „Migrant“ zu studieren war nicht einfach, weil es nur wenige von uns an der Uni gab. Übrigens ist die Zahl der Studierenden mit Migrationshintergrund in den allermeisten Fächern auch heute noch deutlich geringer als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung! Universitäten sind verglichen mit der gesamten Gesellschaft viel homogener, auch stark männlich dominiert, was besonders für die Leitungsebene gilt.

Gab es Situationen, in denen Sie den Eindruck hatten, aufgrund Ihrer Biografie benachteiligt zu werden?

Ich bin Molekularbiologe und habe mich auch auf Professuren beworben, in Deutschland und im Ausland. An vielen deutschen Universitäten hatte ich das Gefühl, dass ich mich für meine Abstammung erklären muss. Im Ausland war das nie ein Thema. Daher bin ich so froh darüber, hier an der Universität Tübingen, und besonders von meinen Kollegen am Zentrum für Molekularbiologie der Pflanzen (ZMBP), mit so offenen Armen empfangen worden zu sein. Es ist auch einer der Gründe, mich im Audit Diversity zu engagieren, um diese Universität zu einem noch besseren Ort für Studierende und Mitarbeiter mit Migrationsgeschichte zu machen.

Sind Sie eigentlich in Deutschland geboren?

Nein, in Istanbul. Aber ich bin im Alter von sechs Wochen nach Deutschland gekommen. Ich verstehe mich deshalb als Deutscher und als Einwanderer der zweiten Generation. Ich lasse mir mein Deutschsein auch von niemandem absprechen. In manchem bin ich deutscher als andere. Ich will dabei aber nicht der Vorzeigeexot sein, der darauf reduziert wird, zugleich deutsches Bier und Lamm mit Knoblauch und Reis zu schätzen. Ich unterscheide mich in mancher Hinsicht von anderen an der Universität und kann versuchen, das positiv zu nutzen.

Woran denken Sie dabei?

Ich habe eine andere Geschichte und eine andere Prägung als die Mehrheit an der Universität. Das ermöglicht mir eine offenere Sicht auf die Dinge, weil ich verschiedene Perspektiven einnehmen kann, eine eher deutsch und eine eher türkisch geprägte, ohne mir eine davon erst anlesen zu müssen. Manchmal bringe ich dadurch Herangehensweisen ein, die meine Kollegen nicht gewohnt sind.

Können Sie ein Beispiel beschreiben?

Ich denke da zum Beispiel an die oft zitierte deutsche Ordnung und ihre starre Auslegung. In Deutschland hat jeder sein Recht und besteht darauf. Wege und Abläufe sind klar definiert und bieten oft wenig Raum für alternative Lösungen. Da denke ich: Ein bisschen Basaratmosphäre täte deutschen Universitäten gut. Ich meine damit, einander mit mehr Respekt entgegenzukommen, ein Geben und Nehmen, ein Aushandeln auf Augenhöhe, bei dem jeder sein Gesicht wahren kann. Überhaupt kann es oft helfen, zu Leuten hinzugehen und miteinander zu reden, anstatt an Formalismen festzuhalten. In Deutschland behaupten wir oft, es ginge nur um die Sache und um Vernunft. Aber wir haben alle auch eine emotionale Seite, die oft verleugnet wird, und müssen mit einer Lösung leben können. Darauf wird in orientalisches geprägten Kulturen mehr geachtet als in der deutschen.

Sie beraten auch Studierende. Welche Erfahrungen machen Sie dabei?

Auch in der Studienberatung ist Respekt und Empathie wichtig – selbst wenn man manchmal in der Sache korrekt, und damit hart, bleiben muss. Und ich kann Studierenden, die sich an der Uni fremd fühlen, eher Orientierung bieten und ihre Probleme verstehen als Kollegen, die deren Erfahrungen nie gemacht haben. Ich kann verstehen, dass manche Studierende Hemmungen haben, in die Bibliothek oder ins Seminar zu gehen, weil das für sie eine unbekannte Welt ist. Oder dass sie sich Sorgen um ihre Studienfinanzierung machen. Ich musste mir mein Studium zu einem großen Teil selbst finanzieren. Dafür bin ich putzen gegangen, habe in einer Schlachtereier und als Möbelpacker gearbeitet – übrigens auch eine Erfahrung, die vielen Leuten nicht schaden würde, die nur die akademische Welt kennen. Jedoch muss ich mich manchmal auch von falschen Erwartungen abgrenzen. So habe ich es einmal erlebt, dass eine ganze türkischstämmige Familie zu mir in die Studienberatung kam und mich zum Kaffee einladen wollte, damit ich ihnen die Universität zeige. Das habe ich freundlich abgelehnt und ihnen erklärt, dass ich solche Geschenke nicht annehmen kann. In solchen Situationen schätze ich deutsche Regeln und Korrektheit, um professionelle Distanz wahren zu können, aber auch um mich vor ungehemmtem Koffeinmissbrauch zu schützen.